



B. C. SCHILLER sind Barbara und Christian Schiller. Sie gehören zu den erfolgreichsten Autoren im deutschsprachigen Raum: Ihre Thriller – darunter mehrere Nr.1-E-Book-Bestseller – haben sich bereits mehr als eine Million Mal verkauft und viele Hunderttausend Leser begeistert. Bevor sie sich ganz dem Schreiben widmeten, betrieben sie gemeinsam eine Werbeagentur. Sie leben auf Mallorca und in Wien.

*Außerdem von B. C. Schiller lieferbar:*

Targa – der Moment, bevor du stirbst  
Freunde müssen töten  
Töten ist ganz einfach  
Totes Sommermädchen

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)  
und Facebook.

B.C. SCHILLER

**IMMER  
WENN DU  
TÖTEST**

EIN FALL FÜR  
TARGA HENDRICKS

Thriller



**PENGUIN** VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen  
von Penguin Books Limited und werden  
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2018

Copyright © 2018 Penguin Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Covergestaltung: Hafen Werbeagentur

Covermotiv: © James Wragg, Mohamad Itani / Trevillion Images;  
hdoddema / Istockphoto

Redaktion: Christine Neumann

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10163-5

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

## Prolog

In einer kalten Winternacht stirbt eine junge Mutter.

Vor zehn Minuten hat sie ihre neugeborenen Zwillinge auf den eisigen Stufen eines Krankenhauses abgelegt. Weinend sitzt sie nun in einem gelben Porsche Targa. Doch der Fahrer tröstet sie nicht.

»Es ist aus! Schluss und vorbei!« Seine Stimme ist hart und unversöhnlich. Mitten auf einer Brücke bremst er und reißt die Seitentür auf. »Raus jetzt!« Er stößt Luisa hinaus in die einsame Nacht. »Lass dich nie wieder blicken.«

Seine Worte übertönen den Song »Jeannie« von Falco, der gerade im Radio läuft. Der Fahrer gibt Gas, und der Sportwagen braust mit aufheulendem Motor davon.

»Meine Babys sterben! Sie erfrieren!«, ruft Luisa dem Wagen hinterher. »Komm zurück!« Doch ihre panischen Rufe verhallen ungehört. Auf dem vereisten Gehsteig rutscht sie mit ihren Stiletto aus. Sie fällt auf die Knie, ihre dünne Strumpfhose zerreißt, und sie schürft sich die Haut auf dem rissigen Beton auf.

Die junge Frau rappelt sich hoch und stolpert in die Richtung, aus der der Porsche gekommen war. Es beginnt heftig zu schneien. Sie zittert vor Kälte, ihre Finger sind eiskalt. Noch immer ist sie auf der Brücke, deren Ende im Schneegestöber untergeht. Warum nur hat sie sich überre-

den lassen, ihre Babys auf den Stufen des Krankenhauses abzulegen? Weil sie ihn liebt? Weil sie Angst vor ihm hat? Weil sie mit ihren siebzehn Jahren mit neugeborenen Zwillingen einfach überfordert wäre? Oder weil sie ganz allein in dieser kalten Welt ist?

»Ich wollte das nicht«, jammert Luisa. Sie hockt sich in den Schnee und öffnet mit klammen Fingern die zarten Riemen ihrer Stilettos. Ohne Schuhe kann sie besser gehen. Zitternd steht sie in ihren zerrissenen Strümpfen auf der Brücke. Die dünne Bluse bietet keinen Schutz gegen die Kälte. Luisa schlingt die Arme um ihren Körper, um sich aufzuwärmen, bevor sie losrennen wird. In Gedanken ist sie schon bei ihren Babys. Aber vielleicht sind die Zwillinge bereits erfroren. Aus der Ferne glaubt sie das Schreien eines Babys zu hören. Panik befällt sie. Sie bemerkt nicht, dass jemand mit schnellen Schritten über die Brücke auf sie zugeht. Erst als sie verhaltenes Lachen hört, schreckt sie auf.

»Ist dir kalt, meine Süße?«, fragt eine höhnische Stimme.

»Wer sind Sie?« Luisa kneift die Augen zusammen, erkennt aber nur die schemenhaften Umrisse einer Gestalt im Schneegestöber.

»Du weißt genau, wer ich bin!«, hört sie die Antwort. Die Person kommt näher.

Jetzt erkennt Luisa, wer es ist.

»Was willst du?«, fragt sie ängstlich.

»Du kriegst ihn nie!« Die Stimme ist eisig wie der Schnee. Ihr Klang gefühllos wie das Herz des Porschefahrers. »Du hast alles kaputt gemacht.«

»Er hat mich kaputt gemacht!«, antwortet Luisa. *Ich muss*

*die Babys retten.* Sie hat nur diesen einen Gedanken im Kopf. Luisa dreht sich um. Ihre Füße sind wie Eisblöcke.

Plötzlich packt sie eine Hand an dem Fledermausärmel ihrer Bluse. Schubst sie nach vorne. Durch den Stoß verliert Luisa das Gleichgewicht. Fällt wieder zu Boden, kriecht über den vereisten Bürgersteig. Sie zieht sich an der Steinbrüstung der Brücke hoch. Ihre Wangen glühen. Die Angst verdrängt die Kälte. Luisa klammert sich an das Geländer. Das Scheinwerferlicht der DDR-Wachtürme spiegelt sich in der Spree. Noch glaubt Luisa an eine Zukunft mit ihren Kindern.

Die Person steht nun direkt hinter ihr. Luisa spürt zwei Hände, die sie fest an den Hüften packen. Ihre Füße verlieren den Halt. Sie wird über den Rand der Brüstung geschoben. Luisa ist dünn und zart. »Du bist meine Elfe«, hat der Porschefahrer einmal zu ihr gesagt.

»Bitte! Ich kann nicht schwimmen.« Luisas Stimme ist nur noch ein heiseres Krächzen.

»Brauchst du auch nicht. Dein Tod ist für alle die beste Lösung.«

Mühe los hebt die Person Luisa weiter in die Höhe. Stößt sie über die Brüstung in das eisige Wasser der Spree. Luisa hat keine Kraft. Sie geht sofort unter und taucht nicht mehr auf. Der Lichtstrahl des Scheinwerfers vom gegenüberliegenden Wachturm jagt hektisch über das aufgewühlte Wasser vor der Brücke.

Eine behandschuhte Hand stellt Luisas Stiletto ordentlich nebeneinander vor das Geländer. Ihr Tod wird wie ein Selbstmord erscheinen.





# 1

*30 Jahre später.*

Alle müssen sterben.

Die beiden jungen Frauen können sich kaum auf den Beinen halten, als sie aus dem Lieferwagen stolpern. Noch immer tropft Blut aus ihren notdürftig verbundenen Handgelenken. Der junge Mann blickt apathisch umher, ehe er aussteigt. In seinem rechten Unterarm steckt ein langer Schlauch, der mit Tape auf der Haut fixiert ist. Das blutverschmierte Ende baumelt im Wind.

»Beeilt euch«, flüstert die hochgewachsene Gestalt, die sich das Kapuzenshirt tief ins Gesicht gezogen hat.

»Wir sind müde.«

»Bald könnt ihr schlafen.«

Die drei jungen Leute ahnen nicht, dass sie mit dem Tod unterwegs sind. Die Gestalt klopft an die Seitenscheibe des Lieferwagens. Der Motor heult kurz auf, als der Fahrer wendet und das Fahrzeug in der Dunkelheit verschwindet.

Es ist bereits nach Mitternacht, und im Schutt zwischen den Fabrikruinen huschen Füchse umher. Die vier Personen gehen über das Industriegelände und bleiben vor einem verlassenen Schlachthaus stehen. Das Tor hängt windschief in den Angeln. Aufgescheuchte Tauben flattern umher, als die

vier eintreten. Die beiden jungen Frauen zucken erschrocken zusammen. Der junge Mann sackt in die Knie.

»Ich schaffe das nicht«, stammelt er. »Ich bin nicht mutig genug.«

»Doch, das bist du«, antwortet die Gestalt mit dem Kapuzenshirt. »Jetzt gibt es kein Zurück mehr.«

Im Inneren des Schlachthauses ist es komplett dunkel. Der Strahl eines Handys huscht über die schmierigen weißen Fliesen. Von der Decke baumeln eiserne Haken, die an schweren Ketten in Flaschenzügen hängen. Sie klirren leise, als die Gestalt mit ihrer behandschuhten Hand an ihnen zieht. Eine der jungen Frauen stolpert und schlägt sich die Knie auf. Ihr erstickter Schrei hallt von den kahlen Wänden wider. Niemand reagiert darauf.

»Wo sind wir hier?«, fragt das andere Mädchen mit banger Stimme.

»Das ist ein altes Schlachthaus. Früher wurden hier Kühe und Schweine getötet.«

»Wie ekelhaft«, flüstert die junge Frau. »Die armen Tiere. Es kommt mir vor, als würde ich ihr panisches Brüllen noch deutlich hören.«

»Das ist gut möglich. In dieser Halle hängt der Duft von Panik und Tod. Habt ihr Angst?«

»Nein. Deswegen sind wir doch hier«, sagt die junge Frau. Sie sinkt auf den schmutzigen Boden und streicht mit den Fingerspitzen über die blutigen Verbände an ihren Handgelenken. »Weil wir mutig sind.«

»Die Schlachter haben die Tiere mit Schussapparaten getötet und sofort an diesen Haken aufgehängt. Im nächsten Arbeitsschritt wurden ihnen mit dem Fleischermesser die

Arterien geöffnet. Das Blut ist dann hier abgeflossen.« Die Gestalt in dem Kapuzenshirt leuchtet mit der Handylampe in die verschmierten Abflussrinnen. Dann greift sie nach einem Haken und schwingt ihn wie einen Klöppel durch die Luft. Instinktiv zieht die junge Frau den Kopf ein, um nicht getroffen zu werden.

»Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, an dem ihr beweisen könnt, dass ihr mutig seid.« Die Gestalt verschwindet im Dunkeln und kehrt kurz darauf mit einer Rolle Plastikfolie zurück. Schweigend breitet sie die Folie unter den Haken auf dem Boden aus. Dann gibt sie einer der jungen Frauen ein Zeichen.

»Leg dich auf die Folie!«, befiehlt sie. Aus den Taschen ihres Kapuzenshirts zieht sie einen Kabelbinder, mit dem sie die Beine des Mädchens zusammenbindet.

»Jetzt du.« Sie deutet auf den jungen Mann, der noch immer auf dem Boden kniet und leise wimmert.

»Ich schaffe es nicht.«

»Doch, du bist mutig«, versucht sie, ihn zu motivieren. Aber er schüttelt nur resigniert den Kopf.

Finster blickend, geht die Gestalt auf ihn zu und packt ihn im Genick. Sie ist stark und zerrt ihn mit Leichtigkeit auf die Folie. Ergeben lässt er sich die Beine zusammenbinden. Das andere Mädchen ist problemloser. Es ist durch den Blutverlust bereits so geschwächt, dass es sich wie ein Zombie führen und fesseln lässt. Jetzt befestigt die Gestalt die Haken an den Kabelbindern und zieht die zwei Mädchen und den jungen Mann mit einer Winde in die Höhe. Kopf-über hängen sie einen halben Meter in der Luft und baumeln sanft wie ein Mobile des Todes.

»Seid mutig und genießt jeden eurer letzten Momente! Die Wunden an euren Handgelenken werden wieder aufplatzen und Blut wird rinnen. Das ist euer persönlicher Mutausbruch.«

Die Gestalt kommt mit drei niedrigen Stühlen zurück, die sie unter die Opfer stellt. Dann nimmt sie drei große Metallschalen und stellt je eine davon auf jeden Stuhl. Vor dem mittleren Stuhl platziert sie eine Single in einer abgegriffenen Hülle. Die hat sie auf dem Flohmarkt erstanden. Dann schreitet sie zur Tat.

Mit einem schnellen Ruck reißt sie die Mullbinden von den Handgelenken der Mädchen. Wie feine Regentropfen beginnt das Blut, in die Schalen zu sprühen. Die Augen des jungen Mannes sind verdreht, als sie sich zu ihm hinunterbeugt. Mit ihrem weichen Handschuh schlägt sie ihm auf die Wangen, bis er wieder zu sich kommt. Erst dann zerrt sie den Plastikschlauch aus seiner Vene, damit das Blut ungehindert fließen kann.

Gebannt starrt die Gestalt in die Gesichter ihrer Opfer, die sich in Schmerzen winden. Sie hört die Schreie, die von den kahlen Wänden widerhallen. Es ist die Musik des Todes. Jetzt schlüpfte sie aus ihrem Kapuzenshirt und verstaut es sorgfältig in einem Rucksack. Mit nacktem Oberkörper steht sie vor ihren Opfern. Sie spannt die Muskeln an und streicht mit den Lederhandschuhen über ihre Brustwarzen. Das Mondlicht leuchtet durch ein zerbrochenes Fenster in der Decke, flutet über ihren gestählten Körper. Die Tattoos auf ihren Armen glänzen. Sie zieht eine blonde Perücke aus ihrem Rucksack und setzt sie auf. Jetzt ist sie eine andere.

»Ich gebe auf«, stöhnt eines der Mädchen.

»Okay, wie du willst.« Die Gestalt beugt sich ganz nahe zu dem Mädchen und schaut in die blauen Augen, die sich bereits gerötet haben. Versonnen betrachtet sie das lange blonde Haar, das bis in die Metallschale reicht. Ihr Blick bleibt an dem weißen Hals hängen, der sich entblößt und schutzlos darbietet. Sie zieht den Kopf des Mädchens an den Haaren zu sich heran und flüstert ihr ins Ohr: »Möchtest du zum Abschied meine Tattoos küssen?«

Im Kopf entwirft die Gestalt bereits das perfekte Szenario. Aber noch fehlt etwas. Sie greift in die Tasche ihrer Jeans und holt ihr Springmesser heraus. Es ist scharf wie eine Rasierklinge. Ihr Großvater hatte dieses Messer aus Spanien mitgebracht. Die Klinge stammt aus Toledo. Sie selbst hat diese Klinge am eigenen Leib verspürt.

Mit einem scharfen Klicken springt die Klinge aus dem Griff. Die Gestalt zieht den Kopf des Mädchens noch näher an sich heran. Die Klinge kitzelt bereits die Haut. Das Mädchen stöhnt und windet sich, ist aber zu schwach, um sich zu wehren. Die Klinge glänzt im Mondlicht. Zerteilt Haut, Fleisch und Knorpel, als sie quer über den Hals des Mädchens saust. Wie ein Sturzbach fließt das Blut in die Schale. Gierig saugt die Gestalt den Geruch ein.

Der junge Mann hat davon nichts mitbekommen. Er ist wieder ohnmächtig. Doch davon lässt sie sich nicht beirren. Als sie ihm die Kehle durchschneidet, erwacht er kurz aus seiner Ohnmacht. Das Blut spritzt. Der Blick des Mannes ist panisch. Sekunden später ist er tot.

»Ich will nicht sterben«, bettelt das andere Mädchen und bäumt sich verzweifelt auf. Ihr Gesicht ist kalkweiß, und

ihre sinnlichen Lippen zittern. Sie weiß, dass sie gleich tot sein wird. Trotzdem versucht sie, sich zu wehren.

»Es ist mutig von dir, dich gegen dein Schicksal aufzulehnen. Aber für dich ist hier die Endstation unserer gemeinsamen Reise.«

»Bitte lass mich leben.«

»Das geht nicht. Aber dein Tod wird sinnvoll sein. Denn so wirst du unsterblich.«

Dann hebt die Gestalt das Messer und zieht die scharfe Klinge quer über den Hals des Mädchens.

»In meiner Kunst lebst du weiter.«

## 2

Seit Tagen hockt sie immer um die gleiche Uhrzeit auf dem Boden. Vor sich hat sie ein aufgerissenes Fischernetz liegen, das sie mit einer großen Nadel flickt. Manchmal hebt sie den Kopf und blickt hinaus auf den Atlantik. Vor der Küste von Asturien peitscht das Wasser wütend an die Felsen. Ständig weht ihr ein scharfer Wind die blonden Haare ins Gesicht. Neben ihr auf dem Beton liegt ein Hund mit gestromtem Fell und einem halb abgerissenen Ohr. Der Hund ist taub und beobachtet sie aufmerksam. Hinter ihrem Rücken ragt eine Felswand nach oben. Sie ist über und über mit Löchern durchsetzt und sieht wie ein pockennarbiges Gesicht aus. Rostige Eisenleitern und eingeknickte Förderbänder führen zu den Löchern hinauf. Neben einer vom Salzwasser halb zerfressenen Wellblechhütte steht ein weißer VW-Bus. In ihm wohnt sie bereits ihr halbes Leben.

»Warum bist du in dieser unwirtlichen Gegend gestrandet, Targa Hendricks?«, hört sie die raue Stimme eines alten Mannes. Er kommt gerade aus der Wellblechhütte. Sein Gesicht ist von Wind und Wetter zerfurcht. Es sieht aus wie gegebtes Leder. »Ein junges Mädchen wie du muss doch hinaus in die Welt und unter Leute.«

»Ich bin kein junges Mädchen mehr. Ich bin dreißig Jahre, drei Monate und vier Tage alt. Und im Augenblick

ist das hier meine Welt«, antwortet Targa abweisend und flickt weiter das große Loch in dem Fischernetz. »Weshalb sollte ich weg von hier, Jorge?« Sie blickt dem Fischer direkt ins Gesicht.

»Ich meine ja nur. Dieser Ort ist so gottverlassen, dass niemand freiwillig hierherkommt. Ja, früher war das mal ein stark frequentierter Hafen. Überall in den Bergen wurde das Erz abgebaut und auf die Schiffe verladen.« Der Alte seufzt. »Aber der Bergbau ist schon seit Jahrzehnten unrentabel. Deshalb wurden die Fabriken und Anlagen nach und nach geschlossen. Ohne die Fische könnte ich nicht überleben.«

»Warum bist du dann noch hier?«, gibt Targa die Frage an Jorge zurück.

»Weil es für mich keinen anderen Platz mehr gibt«, entgegnet er müde.

»Mir geht es ähnlich«, murmelt Targa. »Ich muss so lange bleiben, bis ich weiß, ob ich einen Menschen erschossen habe oder nicht.«

»Hast du jemanden getötet?«, fragt Jorge überrascht. »Wie ist das denn passiert?«

»Ich kann mich nicht an viel erinnern. In meinem Kopf gibt es immer nur das eine Bild: Ich ziele mit einer Pistole auf einen Mann. Dann ist alles schwarz. Als ich erwache, sitzt er erschossen an seinem Schreibtisch.« Targa erinnert sich an die Schreie einer Frau: »Was hast du nur getan!« Und daran, dass sie am Boden lag und noch immer die Waffe in der Hand hielt.

»Wer war der Mann, den du angeblich getötet hast?« Jorge hockt sich neben Targa. Mit seinen schwieligen Fingern greift er nach dem Netz.



»Mein Vater«, antwortet sie knapp und fasst ihre langen blonden Haare mit einem Gummiband zusammen. *Ist Ole Bergstein wirklich mein Vater gewesen?* Damals war sie sich so sicher. Jetzt zweifelt sie daran. Und sie kann sich nicht erklären, warum.

»Wolltest du deinen Vater denn töten?«

»Ja.«

Targa steht langsam auf. Sie wischt sich die Hände an ihrer Jeanslatzhose ab.

»Und warum kannst du dich an nichts erinnern?«, fragt Jorge. »Oder willst du es einfach nicht?«

»Natürlich will ich wissen, was sich vor drei Monaten in Berlin zugetragen hat. Aber die Erinnerung kommt erst langsam wieder zurück.« Unwillkürlich streicht sie sich mit der Hand über den Hinterkopf. Dort hatte sie eine Beule. Die Verletzung stamme vom Sturz, meinte die Polizei. Vermutlich war sie nach dem Schuss ohnmächtig geworden.

»Manchmal ist es gut, wenn man die Vergangenheit ruhen lässt«, brummt Jorge.

»Das ist nicht so einfach. Die Polizei sucht mich.« Targa dreht sich zum Meer. Hält ihr Gesicht in den Wind.

»Hier findet dich keiner«, beruhigt Jorge sie. »Niemand wird dich an diesem unwirtlichen Ort vermuten.«

»Einer weiß immer, wo ich bin.« Targa denkt an Volker Lundt, den Leiter der Sonderabteilung K2, ihren Vorgesetzten. Ein einziges Mal hat sie von der nahen Tankstelle aus mit ihm telefoniert. Das war riskant. Aber sie musste wissen, ob das Ergebnis des DNA-Tests schon eingetroffen war. Damit sie endlich Gewissheit bekam. Damit sie endlich erfuhr, ob Oleg ihr Vater war. Aber Lundt konnte ihr nichts

Neues berichten. Außer dass man diskret nach ihr fahndet. Er hat ihr geraten, sich zu verstecken. So lange, bis der Fall aufgeklärt ist.

»Das verstehe ich nicht.« Jorge schüttelt den Kopf. »Du versteckst dich hier und verrätst doch jemandem deinen Aufenthaltsort. Pass bloß auf dich auf. Du bist hier ganz auf dich gestellt.«

»Ich bin nicht allein.« Targa denkt an ihre Schwester Yella, die immer bei ihr ist. Und an Carlos, ihren Beschützer, in der Urne. Auch ihn hat sie auf diese Reise im VW-Bus mitgenommen. Nein, sie ist nicht allein. Und natürlich hat sie Hund.

»Du bist eine besondere Frau. Du redest keinen Blödsinn. Das gefällt mir.« Jorge steht ächzend auf. Er betrachtet das geflickte Netz. »Außerdem bist du sehr geschickt«, murmelt er anerkennend und sieht Targa an. »Aus dir wird noch eine richtig gute Fischerin.«

»Körperliche Arbeit beruhigt mich. Dann schlafen meine Gedanken.«

»Auch das Fischen ist beruhigend«, meint Jorge. »Lass das Netz jetzt liegen. Fahr mit mir hinaus aufs Meer.«

Jorge dreht sich um und geht über den betonierte Platz. An der abbröckelnden Mole liegt sein Fischerboot.

Mit den Händen in den Taschen ihrer Latzhose sieht ihm Targa hinterher. *Interessant*, überlegt sie, *immer lerne ich Männer kennen, die gerne fischen*. Hund stupst sie mit seiner feuchten Schnauze an. Für Targa ist es eine Aufforderung, dass sie mitfahren soll. Sie lässt sich noch einen Moment Zeit und blickt aufs Meer. Tief in ihrem Inneren spürt sie eine Unruhe, die sie nur zu gut kennt. Auch wenn die

Ablenkung ihr guttut, macht die erzwungene geistige Untätigkeit sie nervös. Sie braucht wieder eine Aufgabe, eine Herausforderung. Lundt hat ihr befohlen, zu warten, bis sie von ihm hört. Er hat die Telefonnummer der nahen Tankstelle. Doch er hat sich noch nicht gemeldet.

»Ich nehme Hund mit!«, ruft sie und gibt dem Tier mit der Hand ein Zeichen. Targa nennt ihn Hund, weil sie sich Namen nicht besonders gut merken kann. Für sie ist es logisch, einen Hund einfach Hund zu nennen.

»Heute ist es stürmisch. Aber ein kluger Hund fällt nicht so einfach ins Wasser«, meint Jorge.

»Dann muss ich mir keine Sorgen machen.« Targa krault Hund hinter den Ohren. Er kennt das Boot, und er vertraut Jorge. Trotzdem lässt er sich von ihm nicht kraulen. Das darf nur Targa.

Targa klettert über die Reling. Hund ist aufgeregt und leckt ihre Hände. Als das Boot aus der schützenden Bucht nach draußen tuckert, wird es sofort von den Wellen hin und her geworfen. Die Herbststürme haben bereits eingesetzt. Auf dem offenen Meer ist es unangenehm kühl. Targa schlüpft in einen grob gestrickten Pullover und kurbelt gemeinsam mit Jorge das große Fangnetz hinunter ins Wasser. Ganz langsam steuert Jorge das Boot über die wogende See.

Nach einiger Zeit überprüft er die Gewichte, die an dem Netz hängen. »Das genügt für heute!«, ruft er und stellt den Motor ab. »Wir müssen die Fische an Bord bringen, ehe der Sturm losbricht.«

»Du glaubst, es kommt ein Unwetter auf?« Targa sieht sich um. Das Meer ist jetzt bleigrau und der Himmel düster.

Die Küste mit der stillgelegten Fabrikanlage ist nur noch ein schmaler Streifen am Horizont. Dunkle Wolken drücken die Landschaft nieder.

Während Targa und Jorge das schwere Netz einholen, nimmt der Wind an Intensität zu. In den engen Maschen zappeln silbrige Fische, die wie Diamanten glitzern.

*Es macht keinen Unterschied, ob sie groß oder klein, hässlich oder schön sind. In der Stunde des Todes sind alle gleich,* denkt Targa. Sie ist dem Tod schon oft begegnet. Er macht ihr keine Angst.

»Los, beeil dich«, drängt Jorge. Er läuft nach vorne in das winzige Steuerhaus und startet den Motor. »Wir müssen sofort zurück.«

Der Wellengang wird stärker. Salzwasser spritzt Targa ins Gesicht. An Deck wird es gefährlich. Sie schiebt eine Luke auf, um nach unten in den Laderaum zu klettern. Plötzlich hört sie Hund jaulen.

»Wo ist Hund?« Sie blickt hektisch umher. »Wo ist er?«, ruft sie nach vorne in Richtung des Steuerhauses. Jorge umklammert mit beiden Händen das Steuerrad, um die schweren Brecher auszutarieren.

»Hund ist sicher in dem Verschlag im Heck«, ruft Jorge ihr zu. »Bleib du, wo du bist!«

»Ich muss zu ihm! Muss ihn beruhigen. Er hat Angst.«

»Geh sofort unter Deck! Die Wellen sind zu gefährlich!«

»Ich lasse Hund nicht allein!«

Mit einem Ruck schiebt Targa die Luke wieder zu. Sie tappt schwankend auf den nassen Planken nach hinten. Ein Brecher fegt über das Deck. Sie krallt sich an der Reling fest, ist bis auf die Knochen durchnässt. Hund liegt zitternd

auf dem Boden im Heck des Schiffes. Er hebt den Kopf, als er sie sieht.

Nur noch wenige Schritte, dann ist sie bei ihm. Sie lässt die Reling los. Streckt die Hand nach Hund aus. Ist für einen Augenblick unachtsam. Eine haushohe Welle fegt über das Boot und spült Targa von Bord.

### 3

»Es gibt keine Vergebung«, flüstert die Frau, als sie um zwei Uhr morgens aus dem Taxi steigt. Sie hüllt sich fester in ihren schwarzen Umhang. Zögert ein wenig und blickt zu dem düsteren fensterlosen Gebäude. Es ist der angesagteste Club in Berlin. Dann gibt sie sich einen Ruck. Selbstbewusst geht sie an den jungen Leuten vorbei, die in einer langen Schlange vor dem Eingang warten. Geeignete Opfer filtert sie mit einem Blick heraus. Selektiert die Auswahl. Ein einziges männliches Gesicht bleibt übrig. Das prägt sie sich ein. Speichert es in ihrem fotografischen Gedächtnis. In den finsternen Archiven ihres Bewusstseins sind schon Dutzende Gesichter abgelegt. Bei Bedarf holt sie eines davon hervor und lässt es vor ihrem geistigen Auge Revue passieren. Die meisten dieser Menschen, die sie in ihrem Kopf gespeichert hat, sind bereits tot.

»Schön, dich zu sehen«, grüßt der Türsteher, als sie sich an der Menschenschlange vorbeigeschoben hat. Sie nickt bloß und zieht sich das Cap noch ein wenig tiefer ins Gesicht. Wartet, bis der Security ihr die Tür zum VIP-Bereich aufdrückt.

»Siehst du den Typen mit den schwarzen Ohrringen? Der darf rein«, sagt sie, während sie weitergeht.

Der Türsteher ruft ihr noch etwas hinterher, aber da ist

sie längst im Dunkel des Clubs verschwunden. In der VIP-Area greift sie zu dem Tequila-Shot, den ihr der Barkeeper wie immer unaufgefordert auf den Tresen stellt. Sie trinkt in einem Zug und dreht ihm den Rücken zu. Hat keine Lust auf Konversation. Der Typ redet immer nur Müll und will sie beeindrucken. Deshalb hat sie ihn längst aussortiert. Nur wenige bestehen ihre Selektion.

*Selektion.* Sie benutzt das Wort wie selbstverständlich. Es war eines der Lieblingsworte ihres Großvaters. Seltsam, wie kommt sie gerade jetzt auf ihn?

»Noch einen Shot?«

Der Barkeeper bemüht sich verzweifelt, ihre Aufmerksamkeit zu erlangen. Gelangweilt winkt sie ab. Ihr Blick wandert über die wogende Menge. Sie sucht den jungen Mann mit den schwarzen Ohrringen. Er steht seitlich neben dem DJ-Pult. Sie mischt sich unter die Tanzenden, lässt sich von der Musik nach vorn treiben. Der Sound ist bretterhart. Jetzt trennen sie nur noch wenige Meter von dem Mann. Sie fängt seinen Blick ein und hält ihn fest. Mit einem Mal ist alles anders. Der gewaltige Klangrausch tritt in den Hintergrund. Sie hat nur noch Augen für ihn. Jetzt wirft sie ihr unsichtbares Netz nach ihm aus.

»Komm mit mir.« Sie ergreift seine Hand. »Wie heißt du?«

»Ich bin Francis.«

»Francis, wie süß.« Sie zieht ihn mit sich.

»Und du? Wie ist dein Name?«

Sie überhört die Frage.

»Gehen wir in eine ruhigere Ecke«, sagt sie. Neben dem Podium ist ein Ausgang. Mit der Schulter drückt sie die

zerkratzte Stahltür auf. Der Korridor dahinter ist schwarz gestrichen. Eine schmale Treppe führt nach unten zu den Toiletten. Dort ist auch der Notausgang, durch den man in einen Hinterhof gelangt. So kann man ungesehen verschwinden. Das weiß sie, denn sie hat es öfter schon getan.

Sie bugsiert Francis in den Vorraum der Damentoilette. Die Wände sind dunkel gefliest, das Licht vor den Spiegeln kommt von unten. Es verleiht ihren Gesichtern einen unheimlichen Ausdruck. Francis ist erregt. Er stützt sich an einem Waschbecken auf, das wie ein stählerner Futtertrog aussieht. Erwartungsvoll beobachtet er sie durch den Spiegel. Will den Gürtel seiner Hose öffnen, doch sie winkt ab.

»Was soll das?« Mehr kann Francis nicht sagen, ehe sie ihm mit einem kräftigen Griff den Mund verschließt. Mit einer schnellen Bewegung der anderen Hand zieht sie ein Klappmesser aus ihrer Lederjacke. Lässt die Klinge aufschnappen. Francis ist wie paralysiert, als die Messerspitze auf ihn zurast.

Nur einige Sekunden später wäscht sie sich in aller Ruhe die Hände und betrachtet sich im Spiegel. Unter dem schwarzen Cap ist ihr Gesicht fast nicht zu erkennen. Nur ihre braunen Augen glühen unergründlich.

Plötzlich wird die Tür aufgerissen. Ein Mädchen stolpert herein. Die Musik schwappt in den Raum und dröhnt in den Ohren der Frau vor dem Spiegel. Blitzschnell schlägt sie die Toilettentür zu. Dann dreht sie sich lächelnd zu dem Mädchen.

»Hier hast du dich versteckt«, sagt das Mädchen vorwurfsvoll. »Ich habe dich überall gesucht.«

»Jetzt hast du mich ja gefunden, Candice.« Fast zärtlich



streicht sie der jungen Frau über die blonden Haare. Sie selbst hat schwarzes Haar. Warum das so ist, hat ihr Großvater nie akzeptiert. Das Einzige, was sie jetzt mit seiner kalten Welt verbindet, ist diese Liebe zu blondem Haar.

»Der Club ist so voll, da kann man kaum noch atmen.«  
Candice fächelt sich Luft zu.

»Da hilft wohl nur Mund-zu-Mund-Beatmung.« Mit beiden Händen fährt sie ihr durch das Haar. Sie ist verrückt nach blonden Haaren. Jetzt berühren sich die Lippen der Frauen. Es wird ein leidenschaftlicher Kuss. Beide wiegen sich im Takt der Musik. Umkreisen sich wie Raubkatzen, Umschlingen sich, verschmelzen zu einer Einheit. Sie hebt die Blonde auf das Waschbecken, küsst ihren Hals. Reißt ihr das T-Shirt vorne auseinander.

In diesem Moment schlägt die Tür einer Toilettenkabine auf. Im Spiegel sieht sie Francis mit blutigen Armen neben dem Spülkasten liegen. Sie will mit dem Absatz ihres Stiefels die Tür wieder zustoßen. Doch das blonde Mädchen hat bereits genug gesehen.

»Du hast es schon wieder getan, Freya! Warum brauchst du das?«

»Weil es für mich keine Vergebung gibt.«

## 4

Kaltes Wasser schlägt über Targa zusammen. Von den wirbelnden Wellen wird sie unerbittlich nach unten gezogen. Sie kämpft dagegen an, um wieder an die Oberfläche zu gelangen. Doch der Sog ist stärker. Gegen die Strömung hat sie keine Chance.

Plötzlich wird sie ruckartig zurückgerissen. Die Rettungsleine, die Jorge zu Beginn ihrer Ausfahrt um ihre Hüften gebunden hat, strafft sich. Zum Glück hat Jorge mitbekommen, dass sie über Bord gegangen ist, und zieht sie an der Leine aus der Tiefe. Die Luft wird knapp. Targas Lungen brennen, und ein leichter Schwindel befällt sie. Sie sieht bereits den dunklen Rumpf des Bootes über sich. Noch einmal mobilisiert sie alle Kräfte und schnellt keuchend aus dem Wasser.

»Hier! Der Rettungsring!«, hört sie die verzerrte Stimme von Jorge. Der orangefarbene Ring klatscht neben ihr ins Wasser. Sie krallt sich daran fest. Noch immer herrscht starker Wellengang. Für Jorge ist es mühsam, Targa an Bord zu ziehen. Hustend und nach Luft ringend, liegt sie auf dem Deck. Sie spuckt Wasser und starrt in den düsteren Himmel.

*Heute ist ein schlechter Tag*, denkt Targa. Dann steht sie auf und wankt zu dem Holzverschlag, wo Hund auf sie war-

tet. Sie geht in die Knie und lässt sich von ihm das Gesicht ablecken.

Je näher sie der Küste kommen, desto mehr verliert der Sturm an Stärke. Jetzt kann Jorge das Boot sicher in den Hafen steuern und an der Mole vertäuen.

»Hilfst du mir beim Ausladen der Fische?«, fragt er.

»Später. Ich bin ganz nass.« Targa springt von Bord.

»Dann lass uns nachher bei der Tankstelle ein Bier trinken.«

»Ich trinke keinen Alkohol, das weißt du doch. Wir haben auch keinen Anlass dafür.« Targa wendet sich zum Gehen.

»Ich habe dir gerade das Leben gerettet. Das können wir auch mit Wasser feiern«, ruft ihr Jorge hinterher, als sie grußlos verschwinden will.

Targa stoppt und dreht sich um. Jorge hat recht. Sie muss sich bei ihm bedanken. Das macht man so. Auf diese Weise entstehen soziale Kontakte und Bindungen. Darüber hat sie gelesen.

»Danke«, sagt sie nach einigem Zögern. »Das war sehr mutig von dir.«

»Schon gut«, brummt Jorge. Er fragt kein zweites Mal, ob sie mit ihm zur Tankstelle geht. Mittlerweile kennt er Targas Eigenheiten und weiß, dass sie sich mit persönlichen Beziehungen schwertut. Er akzeptiert das. Das rechnet Targa ihm hoch an. Sie spürt, dass er ihr hinterherblickt, doch sie dreht sich nicht mehr um.

Mit einem Ruck öffnet sie die Schiebetür ihres Busses. Sofort fällt ihr Blick auf das schmale Bücherbord oberhalb der Sitzbank. Gestern hat sie wieder zu viel an ihren Vater gedacht und dabei die Bücher durcheinandergewirbelt. *Ich*

*muss die Bücher wie einen Regenbogen ordnen.* Das ist ihre Therapie, wenn es ein schlechter Tag ist. So wie heute. Beinahe wäre sie ertrunken. Wie immer kommen zuerst die schwarzen Umschläge. Dann folgt das ganze Farbenspektrum. Zum Schluss hält sie noch ein Buch in der Hand. Mit einem blauen Einband. Er passt nicht ans Ende und bringt den Regenbogen jedes Mal durcheinander. Doch das blaue Buch muss am Ende stehen.

Anders als sonst beruhigt sie das Ordnen heute nicht. Noch immer hat sie ihre nassen Klamotten an. Kleine Wasserpfützen bilden sich auf dem Boden. Sie muss sich umziehen. Doch zuerst greift sie nach der silbernen Urne, die neben den Büchern auf dem Bord steht. Sie öffnet den Deckel. Darin befindet sich die Asche von Carlos. Er hat ihre Mutter geliebt, aber er konnte sie trotzdem nicht retten. Dafür hat er sich um Targa gekümmert. Er hat ihr bei der Suche nach ihrem Vater geholfen. Anfangs wollte er sie von ihrer gefährlichen Suche nach ihm abbringen. Doch das hat er nicht geschafft. Es ist ihre private Rache. Andere Menschen laufen vor ihrem Vater davon, sie ihm hinterher.

Als Targa vorsichtig hineingreift, fühlt sich die Asche zwischen ihren Finger wie Staub an. *So wenig bleibt übrig, wenn man stirbt. Warum macht man sich dann immer so viele Sorgen um das Leben?*, überlegt sie. Sie ertastet einen harten Gegenstand und zieht ihn aus der Asche. Es ist eine Pistole. Vorsichtig bläst sie die Asche von der Waffe. Dann stellt sie die Urne wieder zurück auf das Bord. Die Pistole gehörte Carlos, ihrem Beschützer. Sie steckt sie in die Brusttasche ihrer nassen Latzhose. Denn heute ist kein guter Tag.

Sie steigt aus dem VW-Bus und geht hinunter zur Mole.

In ihren Sneakers sammelt sich die Nässe. Sie hat vergessen, sich umzuziehen, aber der Wind wird ihre Kleidung schnell trocknen. Sie will Jorge jetzt doch helfen. Mit ihm den Fang aus dem Boot holen und in Kisten verladen. Das schuldet sie ihm. Und dann können sie anstoßen.

Jorges Boot dümpelt einsam an der Kaimauer, von ihm keine Spur.

»Jorge?«, ruft sie. Sein Name steigt ungehört an der Felswand empor und verschwindet in den Bergwerksschächten. Sie wartet noch eine Weile. Dann gibt sie Hund ein Zeichen, und sie machen sich auf den Weg. Ihr Ziel ist die Tankstelle, die zwei Kilometer entfernt an der Landstraße liegt. Wahrscheinlich ist Jorge schon längst da.

Auf dem Weg dorthin zerreißt plötzlich lautes Rotorengknatter die Stille. Ein Hubschrauber taucht am Horizont auf und verschwindet schnell wieder. Der Überlandbus rast an Targa vorbei und hüllt sie in eine Wolke aus Staub. Bisher das einzige Fahrzeug auf dieser Straße, die wie ein graues Band die eintönige Landschaft durchschneidet. Die Sonne brennt vom Himmel, aber der Wind bläst noch immer heftig.

Als Targa mit Hund die Tankstelle erreicht, ist sie völlig durchgeschwitzt. Wie immer füllt sie zunächst für Hund eine Plastikschüssel mit Wasser. Sie stellt sie unter das rostige Vordach und wartet, bis Hund getrunken hat. Dann geht sie in den menschenleeren Verkaufsraum. Wie es aussieht, ist sie die einzige Kundin. Seit der Schließung des Bergwerks und der Fabrik kämpft der Tankwart ums Überleben. Er telefoniert und nickt ihr zu. Als er das Gespräch beendet hat, schlurft er wieder hinter seinen Tresen.

Sie weiß nicht mehr, wie er heißt, denn sie hat ein schlechtes Namensgedächtnis. Aber sie redet sowieso nie viel mit ihm. Ein Ventilator schaufelt die stickige Luft durch den Raum. Trotzdem ist es nicht kühler als draußen. Langsam geht Targa durch die beiden Regalreihen. Die Waren sind angestaubt und zum Großteil bereits abgelaufen, aber das macht ihr nichts aus. Sie widersteht dem Zwang, die Produkte in den Regalen der Größe nach zu ordnen. Vor dem dritten Regalfach bleibt sie stehen. Sie nimmt vier Dosen Ravioli von dem Bord. Damit geht sie zum Tresen, zögert einen Moment und stellt die Dosen dann doch exakt parallel zur Kante in einer Reihe auf. Der Tankwart weicht ihrem Blick übertrieben auffällig aus.

»Warum kannst du mir heute nicht in die Augen schauen?«, fragt sie. Ihr Gefühl ist richtig. Heute ist irgendetwas anders.

»Darum«, antwortet er einsilbig. Er deutet auf ihre Latzhose. Dort zeichnen sich die Umrisse der Pistole unter dem Jeansstoff ab. Sie hatte sie völlig vergessen.

»Ich brauche sie, um mich sicher zu fühlen.« Targa streicht den feuchten Stoff glatt. »Heute ist kein guter Tag.«

»Ich habe mit Jorge über dich gesprochen. Warum lässt du uns nicht in Ruhe? Warum bist du nicht längst verschwunden? Eine Frau, die mit einer Pistole herumläuft, bedeutet Ärger. Aber Jorge will dich hierbehalten. Der Alte hat wohl einen Narren an dir gefressen.«

»Wo sollte ich denn hin?«

»Verswinde einfach. Du passt nicht hierher«, antwortet der Tankwart ungerührt.

»Du hast recht«, sagt Targa, nachdem sie einige Sekun-

den lang nachgedacht hat. »Vielleicht verschwinde ich morgen.«

»Morgen ist es zu spät.« Noch immer starrt der Tankwart auf den Tresen und weicht ihrem Blick aus. »Ich habe dich schon früher gewarnt. Aber du hast nicht auf mich gehört.«

Ein Auto taucht auf der Landstraße auf und nähert sich rasch. Mit quietschenden Reifen stoppt es direkt unter dem verrotteten Vordach der Tankstelle. Es ist ein SUV der Guardia Civil. Die Türen werden aufgerissen, drei Männer in schwarzen Overalls springen heraus. Sie halten Schnellfeuergewehre in den Händen. In einem ersten Reflex will Targa hinter dem Tresen in Deckung gehen und schnell durch die Hintertür verschwinden. Doch Hund steht mit gefletschten Zähnen vor dem Eingang. Er verteidigt Targa, lässt die Männer nicht herein. Einer der Polizisten legt das Gewehr an und zielt auf ihn.

»Nicht schießen!« Mit erhobenen Händen geht Targa in die Mitte des Verkaufslokals. »Lasst meinen Hund am Leben! Er tut nichts.«

Hund dreht den Kopf zu ihr. Targa gibt ihm ein Zeichen. Widerstrebend tritt er von der Tür weg, beobachtet Targa jedoch angespannt. Er wittert die Gefahr.

Zwei Polizisten gleiten vorsichtig mit angelegten Waffen in die Tankstelle. Einer hält sein Gewehr direkt auf Targas Kopf gerichtet. Der andere zieht mit spitzen Fingern die Pistole aus ihrer Brusttasche. Dann wird sie brutal im Nacken gepackt und auf den Boden geworfen. Jemand drückt ihr die Arme auf den Rücken und legt ihr Handschellen an. Alles geschieht fast lautlos und professionell. Targa wird

hochgezogen und zum Eingang gezerrt. Noch einmal wendet sie sich zu dem Tankwart.

»Du hast mich verraten«, stellt sie emotionslos fest. Zum ersten Mal sieht ihr der Mann jetzt in die Augen.

»Ja«, sagt er leise. »Wir wollen hier unsere Ruhe haben.«

»Jorge soll auf Hund aufpassen, bis ich zurück bin«, ruft sie ihm über die Schulter zu. »Versprichst du mir das? Das bist du mir schuldig.«

Der Tankwart nickt. In diesem Moment schrillt das altmodische Telefon an der Wand. Er nimmt den Hörer ab und meldet sich mit dem Namen der Tankstelle, dem Ort und schließlich seinem kompletten Namen, wie er es immer tut.

»Wartet!«, ruft er den Polizisten verwundert hinterher, als Targa gerade aus der Tankstelle tritt. »Es ist die Berliner Polizei. Jemand will mit ihr reden.« Auffordernd hält er den Hörer in Targas Richtung.

Die Polizisten blicken sich überrascht an. Es vergehen einige Sekunden, bis einer von ihnen den Hörer nimmt. Mit unbewegter Miene hört er, was der Anrufer zu sagen hat. Dann winkt er seinen Kollegen heran. Dieser schiebt Targa zum Tresen. Der Polizist hält ihr den Telefonhörer ans Ohr.

»Lundt hier«, hört Targa die vertraute Stimme. Anspannung und Nervosität fallen augenblicklich von ihr ab. Lundt ruft an. Alles wird gut. Eine große Ruhe durchflutet sie.

»Man hat mich festgenommen«, sagt sie.

»Vergiss es«, antwortet Lundt. Sie hört, wie er an seiner Zigarette zieht und kurz darauf lautstark ins Telefon hustet.



»Du wirst bald sterben«, sagt Targa, als sein Husten abebbt.

»Das müssen wir alle. Vergiss das mit deiner Festnahme.«

»Warum?«, fragt Targa, obwohl sie weiß, dass Lundt diese Warum-Fragen auf die Nerven gehen.

»Wir haben ein Geständnis.«

## 5

Der Regen klatscht gegen die Scheiben. Niklas Bülow stellt den Staubsauger ab und sieht aus dem Fenster. »Es stimmt, dass es in Hammerfest an zweihundert Tagen im Jahr regnet«, stellt er mal wieder kopfnickend fest, während er einen Mann in gelbem Ölzeug beobachtet, der mit seinem Moped die gewundene Straße zum Sanatorium hinauffährt. Es ist der Postbote. Niklas nimmt die Post jede Woche in Empfang. Er ist stolz auf diese Aufgabe. Sie bringt ein wenig Abwechslung in den grauen Alltag. Viel Zeitvertreib gibt es nicht in der nördlichsten Stadt Europas, dort, wo im Winter die Sonne nie aufgeht. Die ständige Dunkelheit macht trübsinnig. Zu Beginn hatte Niklas damit Probleme. Er wurde depressiv und hatte zu nichts mehr Lust. Aber inzwischen hat er sich an die Dunkelheit gewöhnt.

Niklas lebt seit über dreißig Jahren in Hammerfest. Genauer gesagt im Sanatorium »Stralsund«. Der Name klingt harmlos. Er sagt nichts über den tatsächlichen Zweck der Anstalt aus. Denn »Stralsund« ist in Wahrheit eine psychiatrische Klinik. Niklas war zunächst Patient. Er litt unter einer bipolaren Störung. Seit einigen Jahren ist er geheilt. Auf eigenen Wunsch arbeitet er nun als Hilfspfleger und will den anderen Patienten mit seiner Erfahrung helfen. Dieses Argument hat auch die Klinikleitung überzeugt.

»Hallo, Niklas. Wie geht's?«, begrüßt ihn der Postbote, als er das Foyer betritt.

»Bald kommt wieder die ewige Dunkelheit.« Niklas' Stimme klingt bedeutungsschwer.

»Ja. Die Sonne verschwindet. Dann kommen die Toten aus ihren Gräbern.« Der Postbote grinst und holt ein schmales Päckchen Briefe aus seiner Tasche. »Das ist für diese Woche alles. Die Menschen haben das Schreiben verlernt. Nur der Alte bekommt noch regelmäßig Briefe.«

»Das ist schade. Die meisten kommunizieren heutzutage im Internet«, seufzt Niklas und dreht sich zur Seite. »*Aber das ist nichts für unsere Patienten. Das würde den Therapieprozess nur stören.*« Er erinnert sich an die Worte der Klinikleitung, als das Internetverbot ausgesprochen wurde.

»Wie geht es übrigens deiner Freundin Fatima?«, fragt der Postbote neugierig. »Hast du sie schon...?« Anstatt es auszusprechen, zwinkert er Niklas verschwörerisch zu.

»Sie ist nicht meine Freundin«, antwortet Niklas verschlossen. Er weiß, dass er gut aussieht. Mit seinen blonden Haaren und dem einnehmenden Lächeln könnte er ein Mädchenschwarm sein. Fatima ist gerne in seiner Nähe, das spürt er. Aber das genügt ihm. Denn da gibt es diese Schranke in seinem Kopf.

»Bist du schwul?«, fragt der Postbote ganz unverblümt. »Fatima ist doch bildhübsch, und sie mag dich.«

»Sie ist nicht mein Typ«, sagt Niklas nach einer kurzen Pause. Unbewusst tastet er nach dem Griff des Staubsaugers. Das Metallrohr glänzt im Schein der Lampe. Es ist aus stabilem Eisen gefertigt und liegt gut in der Hand. Wenn man wütend ist, kann man es wie einen Baseballschläger

benutzen. Doch Niklas war schon lange nicht mehr wütend.

»Wie auch immer. Dann bis nächste Woche.« Der Postbote klopfte Niklas aufmunternd auf die Schulter und geht. Er fährt mit seinem Moped wieder den Hügel hinunter.

Routiniert sortiert Niklas die Post. Wie jede Woche. Einen Brief legt er sofort zur Seite. Das Kuvert ist an den Patienten Gerd Kraft adressiert.

Niklas bringt die Post zur Klinikleitung. Die Sekretärin lächelt ihm zu. Sie hat einen Liebesroman neben sich auf dem Schreibtisch liegen. Den Brief an Kraft versteckt er in seiner Jackentasche. Wie jedes Mal.

Erst als er wieder allein in seinem Zimmer ist, zieht er ihn heraus. Der Poststempel stammt aus einer Stadt in Deutschland. Niklas war noch nie in Deutschland. Er weiß nur, dass vor langer Zeit deutsche Soldaten in Hammerfest waren. Ihr Kommandant zwang norwegische Mädchen, sich mit den Soldaten einzulassen, um eine nordische Rasse zu gründen. Von dieser düsteren Vergangenheit erzählt man sich in dieser Stadt. Niklas steckt den Brief wieder in seine Jackentasche. Denn er meint es nur gut mit dem alten Patienten. Er will Kraft nicht irritieren, sondern in seiner Welt lassen. Das ist besser für ihn.

In der Mittagspause öffnet Niklas die Tür aus Panzerglas, hinter der sich die Zimmer der Patienten befinden. Zögernd tritt er in den Korridor. Boden und Wände sind weiß gestrichen. Aus versteckten Lautsprechern ist beruhigende Musik zu hören. Links und rechts gehen nummerierte Türen vom Gang ab.

Vor der Nummer sieben bleibt Niklas stehen. Er über-

prüft, ob er seinen Kittel ordentlich geknöpft hat. Dann räuspert er sich und öffnet die Tür.

»Leider wieder keine Post für Sie«, sagt er. Gerd Kraft reagiert nicht. Der Alte sitzt mit dem Rücken zu Niklas in einem hohen Sessel und blickt aus dem bodentiefen Fenster. Niklas versteht nicht, wie man ständig in diese trostlose Gegend blicken kann.

»Sie hat also wieder nicht geschrieben«, flüstert der Patient nach einer Weile enttäuscht.

»Nein.« Niklas legt sein ganzes Mitgefühl in dieses Wort. Kraft ist über neunzig Jahre alt und leidet laut seiner Akte an Altersdemenz. Manchmal hat er einen lichten Moment. Dann denkt er messerscharf. Doch Niklas glaubt, dass Kraft alles nur spielt. Dass er eigentlich immer ganz klar im Kopf ist.

»Spielen wir eine Partie Mikado. Das bringt mich auf andere Gedanken.« Kraft steht langsam auf. Er schlurft gebeugt zu dem Tisch, der in der Mitte des Zimmers steht. »Nimm Platz.«

»Das letzte Mal habe ich gewonnen«, sagt Niklas, während er sich auf einen Stuhl setzt.

»Nein, das war ich!«

»Es geht immer um die letzte Partie«, erinnert Niklas den alten Mann. »Wer die letzte Partie gewinnt, dem gehört alles. The winner takes it all.«

»Ich hab es anders hier drinnen abgespeichert.« Kraft tippt sich auf den kahlen Kopf. Die Falten in seiner Pergamenthaut vertiefen sich, während er angestrengt nachdenkt.

»Nein, ich habe gewonnen«, wiederholt Niklas, um den Alten zu provozieren, der aber nicht mehr darauf eingeht.

Niklas öffnet die Schachtel, holt die dünnen Mikadostäbchen heraus und wirft sie auf die leere Tischplatte. »Der Sieger darf beginnen.« Niklas zieht ein Stäbchen aus dem Haufen, bewegt dabei jedoch zwei andere.

»Jetzt komm ich an die Reihe.« Kraft drückt mit der Fingerspitze auf das Ende eines Stäbchens und richtet es auf. Elegant dreht er es zur Seite und kann so noch zwei weitere Stäbchen nehmen. Die Luft in dem Zimmer ist abgestanden. Niklas beginnt zu husten.

»Tut mir leid«, krächzt er, als die Stäbchen unter seinem Atem zittern. Er hat das Gefühl, keine Luft zu bekommen, und jetzt ist es mit Niklas' Konzentration vorbei. Schon nach kurzer Zeit ist das Spiel entschieden. Er verliert die Partie und auch die folgenden zwei.

»Gewonnen!« Kraft reibt sich seine von blauen Adern durchzogenen Hände.

»Ich habe Sie gewinnen lassen.« Diese Bemerkung kann sich Niklas nicht verkneifen, als er zur Tür geht.

»Typen wie du sind immer Verlierer, also spar dir diese Lüge«, keift ihm Kraft hinterher. Jetzt wirkt der Alte energiegeladener und hellwach. Selbstbewusst. Wie ein Siegertyp. »Was verbirgst du vor mir?«, schiebt Kraft lauerner hinterher, ehe Niklas die Tür schließen kann.

Er tritt zurück ins Zimmer. »Ich habe nichts zu verbergen.«

»Das glaubst du. Jeder Mensch hat ein Geheimnis. Denk darüber nach.« Mehr sagt Kraft nicht. Mit zitternden Händen erhebt sich der alte Mann von dem Sessel und schlurft in Zeitlupe zu seinem Ohrensessel am Fenster. Ächzend lässt er sich hineinfallen und starrt in die Landschaft.

»Worüber soll ich nachdenken?«

Aber Niklas erhält keine Antwort.

Kraft sinkt in seinem Sessel zusammen und blickt mit leeren Augen umher.

*Nun tut er wieder, als hätte er keine Ahnung mehr von unserem Gespräch, denkt Niklas genervt. Warum provoziert mich der alte Mann so oft?*

Er öffnet die Tür. Draußen stehen Patienten herum und bilden links und rechts im Korridor ein Spalier.

»Ich weiß, warum du ständig verlierst«, hört er Kraft in seinem Rücken grummeln.

»Ich verliere nicht.« Niklas dreht sich nochmals um. Er lehnt sich an die Tür. »Wenn jemand ein Verlierer ist, dann sind Sie es, Kraft. Sie sitzen hier in Hammerfest und warten auf den Tod. Das ist nicht schön.«

»Du hast keine Ahnung, weshalb ich hier bin«, flüstert Kraft. Niklas muss sich anstrengen, um ihn zu verstehen. »Es stimmt, ich warte auf den Tod. Aber nicht auf meinen eigenen. Ich warte auf die Nachricht vom Sterben der anderen.«

## 6

Zwei Gestalten sitzen auf Stühlen nebeneinander. Ihre Körper sind mit weißen Mullbinden umwickelt. Sie erinnern an Mumien, denn auch ihre Köpfe und Gesichter sind einbandagiert. Auf den ersten Blick sind die zwei Gebilde nicht zu unterscheiden. Bei genauerer Betrachtung fällt jedoch auf, dass es minimale Abweichungen gibt. Bei einer Figur ist ein Auge zu sehen. Bei der nächsten sind es die rot geschminkten Lippen.

Sie sitzen in der Mitte eines riesigen verglasten Wohnzimmers. Von dort aus hat man einen Rundumblick über Berlin. Der Raum wirkt kalt und unbarmherzig. Das liegt zum Teil an den Scheinwerfern, die diese Inszenierung in grelles Licht tauchen, zum anderen an den versteinerten Gesichtern der Betrachter. Sie haben eine Menge Geld bezahlt, um dieser geheimen Vorstellung beizuwohnen. Es ist ein handverlesener Zirkel von Personen, der sich hier trifft. Sie sprechen nicht und wissen nichts voneinander. Nur, dass sie diese krankhafte Liebe zur Kunst verbindet.

Alle Augen sind auf dieses spezielle Kunstwerk gerichtet. Die Gäste sind der Einladung der Künstlerin Freya von Rittberg gefolgt. Freya ist für ihre exzessiven »Mut-Bilder« berüchtigt. Die Öffentlichkeit weiß nichts Genaues





B.C. Schiller

**Immer wenn du tötest**

Thriller - Ein Fall für Targa Hendricks (2)

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-328-10163-5

Penguin

Erscheinungstermin: Mai 2018

Sie findet dich. Sie tötet dich. Alles was bleibt, ist ein Bild aus deinem Blut.

In einem stillgelegten Schlachthaus findet die Berliner Polizei die Leichen von drei jungen Menschen, allesamt blond und blauäugig. Ihre Körper sind bizarr in Szene gesetzt und enthalten fast keinen Tropfen Blut mehr. Der Verdacht fällt auf Freya von Rittberg, eine exzentrische Künstlerin, die mit dem Blut ihrer Fans Gemälde malt und gefährliche Mut-Challenges veranstaltet. Ihre Vorfahren haben eine dunkle NS-Vergangenheit, die bis in die Gegenwart reicht, und deshalb scheint jemand in der Regierung eine schützende Hand über Freya zu halten. Das BKA sieht sich gezwungen, seine beste Undercover-Ermittlerin einzuschleusen: Targa Hendricks heuert bei Freya als Bodyguard an. Sie verspürt keine Angst und hat nichts zu verlieren – bis Freya die einzige Schwäche von Targa entdeckt ...

 [Der Titel im Katalog](#)